



Marcel Reich-Ranicki 2008 in seinem Büro in der Frankfurter Hellerhofstraße, umgeben von Bücherwänden, die noch heute so dastehen



Familie, Freunde und Gefährten: Der Sohn Andrew Ranicki neben Oberbürgermeister Peter Feldmann und dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, Salomon Korn, gestern in der Frankfurter Paulskirche. Heute wäre Marcel Reich-Ranicki vierundneunzig Jahre alt geworden.

Fotos Helmut Fricke

## Die vielen Steine auf ihren Gräbern

Das Zimmer von Marcel Reich-Ranicki im vierten Stock der F.A.Z.-Redaktion ist noch unverändert. Man glaubt, seine Stimme zu hören. Wie es ist, seine Frankfurter Lyrik-Anthologie weiterzuführen.

Von Rachel Salamander

**S** seit dem 1. Oktober 2013 sitze ich in seinem Zimmer, auf seinem schwarzen Ledersessel. Auf dem schweren Schreibtisch liegen noch seine Akten, unbearbeitete Post, Bücher. Die in Silber eingerahmten Fotos seiner Familie sind mittlerweile von Andrew, seinem Sohn, abgeholt worden. In den Schubfächern lagern Briefpapiere und Kuverts mit dem Aufdruck Prof. Marcel Reich-Ranicki. Neben einiger Korrespondenz und akribisch gesammelten Faxbestätigungen finden sich auch diverse Brillenputztücher, Nasentropfen sowie Pastillen. An den Wänden stehen prall gefüllte Bücherregale, aus denen die Ausgaben seiner geliebten Klassiker, über dreißig gebundene Bände der „Frankfurter Anthologie“ und Lyrik über Lyrik ins Auge springen.

Das helle, freundliche Zimmer im vierten Stock des Gebäudes der F.A.Z., auf dem sich die Feuilletonredaktion befindet und wo in einiger Entfernung der Herausgeber Frank Schirrmacher wirkt, ist das schönste Zimmer auf der Etage. Da sitze ich nun in seinem Reich, in dem Literaturgeschichte geschrieben wurde und von dem immer Wirbel ausging. Hier war viel Leben. Dass es auf dem Stockwerk jemals so ruhig zuging wie heute, kann ich mir schwer vorstellen.

Bei jetzt habe ich es noch nicht fertiggebracht, auch nur ein Blatt zu bewegen oder irgendetwas im Raum zu verändern. Man meint, noch eine Brise von Marcks Aftershave zu riechen, manchmal denke ich, er spricht zu mir, erzählt eine Anekdote, oder überfällt mich mit Fragen: „Was gibt es Neues?“ oder „Wo ist Schirrmacher?“ In einem unserer letzten Telefonate insistierte er: „Du gehst zur F.A.Z. Was machst du da?“

Er fehlt. Seine Abwesenheit ist raumgreifend. Es verhält sich mit ihm, wie er über die Juden in der deutschen Literatur, die „Ruhestöre“, geschrieben hat: „In der Tat wurden die Juden... – als irri-

tierendes und provozierendes Element ... als ständiges Ferment und „heimliches Korrektiv“ – wohl am meisten benötigt und bestimmt am wenigsten gebliebt.“ Er hat uns, in Abwandlung dieser Worte, gegeben, wovon wir hierzulande nie zuviel hatten und was wir dringend benötigen: Urbanität, Witz und Esprit, Charme und Leichtigkeit.

Also: Was mache ich da? Um ihm zu antworten: Mit seiner Lösung „Der Dichtung eine Gasse“ habe ich mich auch auf sein Terrain begeben. Mehr als 2000 interpretierte Gedichte aus sämtlichen Epochen deutscher Lyrik sind bis zu seinem Tod am 18. September 2013 in den beinahe fünfzig Jahren Frankfurter Anthologie erschienen. Das wird mir natürlich nicht gelingen. Es geht ja auch nicht darum, ihn zu „kopieren, sondern ihn zu kapieren“. Der Wechsel gehört schließlich zum Leben. Über den Tod hinaus jedoch bleibt er eine Herausforderung.

Um die Redaktion der Frankfurter Anthologie übernehmen zu können, musste ich zwischen seiner legendären Arbeit und meiner neuen Tätigkeit gebührenden Abstand schaffen. Marcel selbst kam noch einmal mit seinen eigenen Gedichtinterpretationen zu Wort. Einundzwanzig Samstage hintereinander erwachten seine Formulierung und sein Esprit.

Mir war klar, dass ich die Frankfurter Anthologie nur fortführen kann, indem ich neue Spielregeln einführe. Das Experiment, dass Autorinnen und Autoren entweder Gedichte interpretieren, die für ihr Schaffen wichtig waren, oder ihren eigenen Gedichten eine Selbstdeutung geben, erweist sich literarisch als äußerst reizvoll und literaturgeschichtlich als sinnvoll. Eine Institution wie die Frankfurter Anthologie von Reich-Ranicki zu übernehmen, ist, um mit Marcel zu reden, kein Pappensiel. Stellvertretend für seinen Vater hat Andrew gemahnt, dass meine Redaktion der Anthologie ihm bestimmt gefallen hätte.

Wann und ob ich das Zimmer verändere, weiß ich noch nicht. Durchfotografiert ist alles.

Jedes Jahr sind mein Mann und ich zu Tostias Geburtstag im März und zu Marcks im Juni nach Frankfurt gefahren. Es waren feste Punkte in unserem Leben. Menschen wie die beiden sind nicht ersetzbar.

Wer ihre Gräber auf dem Frankfurter Friedhof sucht, kann sie nicht verfehlten. Noch aus der Entfernung sieht man sie von Steinen übersät. Viele haben offensichtlich das Bedürfnis, die Reich-Ranickis zu besuchen, ihnen zu zeigen, wie sehr sie sie vermissen. Nach jüdischer Tradition legen sie dann Steine auf ihren Gräbern ab.

von Gerda Böhm, der in London lebenden Schwester des Literaturkritikers Marcel Reich-Ranicki, die eine Kusine von Auerbach war und ihm häufig Modell stand. Mit diesem dritten Stob von Kunstwerken aus Freuds Nachlass sind Steuerlasten in Höhe von mehr als sechzehn Millionen Pfund abgegolten. Eine Auswahl der Bilder ist bis 10. August in der Manchester City Art Gallery zu sehen, anschließend wird Tate Britain die gesamte Akquisition ausstellen, bevor die einzelnen Werke über öffentliche Museen des Landes verteilt werden. G.T.

## Kritikerschwester

Aus dem Nachlass von Lucian Freud Die britische Regierung hat aus dem Nachlass des Malers Lucian Freud anstelle von Erbschaftsteuern 44 Werke seines Freunden Frank Auerbach entgegengenommen. Die Sammlung umfasst 29 Arbeiten auf Papier und fünfzehn Ölgemälde, die Freud meist bei Auerbachs Händler, der Marlborough Galerie, erstanden, gelegentlich aber auch ersteigert hat. Dazu zählt ein eindrückliches Porträt

## Wenn Liebe sich als Angriff kostümiert

Was die Germanistik Marcel Reich-Ranicki alles zu verdanken hat – eine Würdigung / Von Heinrich Detering

Marcel Reich-Ranicki war ein germanistischer Literaturkritiker, und er war der Literaturkritiker der Germanisten. Leider haben es zu viele von ihnen zu lange nicht bemerkt; und als sie es bemerkten, wollten sie es nicht glauben. Marcel Reich-Ranicki hat der Germanistik eine literarische Öffentlichkeit vermittelt, deren sie bis dahin nicht zu bedürfen meinte, und er hat der literarischen Öffentlichkeit eine Germanistik vermittelt, an der sie bis dahin nicht interessiert zu sein meinte.

Es ist schwer, über Marcel Reich-Ranicki, das Feuilleton und die Germanistik ohne Chiasmen wie diese zu sprechen. Denn während er von beiden Seiten skeptisch beäugt wurde, manchen Kollegen vom Feuilleton als zu germanistisch, den meisten Germanisten aber als entschieden zu feuilletonistisch galt, während und weil das so war, hat er zur Vermittlung zwischen beiden Seiten, zur Überkreuzung und Verschränkung Buchenswertes beurteilt. Seine Freude an der pointierten, im Zweifelsfall auch beherzt übertriebenen Formulierung, seine zuweilen alles Einerseits-Andererseits resolut beiseiteschiebende Frage „Also taugt es was, oder taugt es nichts?“, seine wahrhaft atemberaubenden Verrisse von Heinrich Manns Universalssatire oder, am anderen Ende der Skala, von Hölderlins lyrischer Kunstreligion: das alles hat uns germanistische Leser schon als Studenten auf die Barrikaden getrieben. Aber seine Hölderlin-Kritik galt doch, warum haben wir es damals nicht bemerkt, in ihrem Kern gar nicht dem armen Scardanelli selbst. Sondern sie galt zuerst einer kritiklosen Vergötterung Hölderlins, die in den deutschen Verwerfungen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht nur liebende Kunstrehrer, sondern auch diverse Schwarmgeister von links bis rechts zu einem Kult des Irrationalen zusammenbrachte – einem Kult, der so oft so unheilvoll wurde, weil er in der falschen Gewissheit uneinnehmbarer Bildungshöhen sehr tatenreich werden konnte und allzu gedankenlos. Sein Angriff auf Heinrich Mann hingegen galt, beim Wiederlesen zeigt es sich überdeutlich, der anderen Seite: jenen eigenen Weggefährten, die immerfort den politischen Aktivisten gegen seinen vermeintlich in Ärmelschönern schreibenden Bruder ausspielen wollten. Seine Vertheidigung aber galt, übertrönt von seiner polemischen Vehemenz, denjenigen Dichtungen Hölderlins und Heinrich Manns, von denen er hoffte, sie würden ihre schwärmerische Verehrung womöglich doch überdauern. Es gab in Marcel Reich-Ranickis Verrissen gewiss entschiedene Ablehnung, ja Verwerfung. Aber es gab nicht ganz selten auch eine Form der Liebe, die sich in den Angriff verkleidete.

In den oft zitierten Wörtern, mit denen sich Erich Kästner selbst charakterisierte, erkannte dieser schreibende Leser sich erklärtermaßen wieder, der ja auch dank der Stärkung durch Kästners Verse das Getto überstanden hatte; Kästners Worte lauten: Er sei „spinnefeind der falschen Tiefe, die im Lande der Dichter und Denker nicht aus der Mode kommt“. „Verachtet mir die kleinen Meister nicht“, hat Marcel Reich-Ranicki über diesen Kästner geschrieben. Der Verdacht, er habe also im Ernst den Autor des „Emil“ ausspielen wollen gegen den Dichter des „Hyperion“, hätte in solchen Appellen bei genauerem Hinsehen keinen Anhalt finden können.

Ja, er hat beharrlich Autoren wie Kästner verteidigt, weil Romane wie der „Fabian“ die so alte wie törichte Kluft zwischen U und E wenn nicht zu schließen, so doch zu überbrücken versprochen. Und zugleich hat er vermutlich mehr für die Ver-

breitung von Thomas Manns Zauberberg und Joseph-Roman bewirkt, als die Thomas-Mann-Forscher zusammen es vermechten – eben weil es ihm so selbstverständlich war, in Thomas Manns Romanen das Unterhaltsame, das Komödiantische, das Aufregende und Komische zu sehen und auch skeptischen Zeitungslesern so zu vermitteln, dass sie ihm glaubten und es entdeckten – und weil er zugleich so viel Respekt hatte vor den Arbeiten und Erträgen der Thomas-Mann-Forschung. Peter de Mendelssohns doch wahrlich liebvolle und lesbare Thomas-Mann-Biographie hat er verrissen, nicht obwohl, sondern weil sie sich dem Lübecker Meister so devot näherte. Die kritische Neuausgabe hingegen, deren umfangreiche Kommentare und Dokumentationen doch denkbar „germanistisch“ sind, die hat er von Beginn an nach Kräften gefördert und unterstützt. Ganz zu schweigen von seiner Liebe zu Wolfgang Koeppen, der wir nicht nur dessen Essaysammlung „Die elenden Skribenten“ verdanken, sondern auch die schöne Gesamtausgabe, und von seinen in eleganten Bänden gesammelten Aufsätzen zu Goethe und Thomas Mann, Heine und Grass und anderen.

Die Offenheit und Neugier des Literaturkritikers gegenüber der Literaturwissenschaft – sie ergab sich keineswegs aus einer besonderen Vorliebe für die akademischen Institutionen, deren Dünkel und Selbstgenügsamkeit ihm zuwider waren. Aber sie ergab sich aus seinem Sinn für die Literaturgeschichte, nicht nur (aber auch) der seiner eigenen Disziplin, der Literaturkritik von Lessing bis zu Heine und von Nicolai bis Kerr. Eben weil er mit der deutschen Poesie eindrucksvoll sichtbar machen. Das konnte mit seinem Bonmot enden, dass ihn die Interpretation mehr überzeugt als Klopstocks Gedicht – oder mit der befriedigten Überraschung des rastlos Neugierigen, dass er da wohl einen Dichter, eine Dichtung unterschätzt habe. Und natürlich war auch für ihn jede Schreibart erlaubt außer der langweiligen.

Er, dem so oft seine Eitelkeit und sein Geltungswille vorgehalten wurden, konnte ein erstaunlich selbstloser Erzieher sein, ein Schulmeister, der es sich und seinen Zöglingen nicht leichtmachte – nicht den Germanisten, nicht den Kollegen vom Feuilleton und notabene auch nicht den so genannten einfachen Lesern. Wenn Samu-

te begnügen wollen: eben darum war es die Mission dieses in seinem Ernst oft unterschätzten Missionars, die Leser daran zu erinnern, dass es schon früher lesewerte Dichtungen gegeben hatte und dass auch die aktuellen Texte sich im Licht dieser Geschichte anders lesen ließen. (Dass er umgekehrt auch die germanistischen Erstverschriften und Liebhaber dieser Geschichte an die Existenz einer aktuellen Saison erinnerte, verstand sich dabei von selbst.)

Die deutsche Literatur erst mit der Goethezeit beginnen zu lassen wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, trotz aller Liebe zu Pointe. Von Gryphius bis zu Grünbein reichen die Beiträge seiner Frankfurter Anthologie, von (so lauten die Bandtitel) Von Heine bis Storm und von Walther von der Vogelweide bis Matthias Claudius. Wer bei ihm über Renaissanceverse von Weckerlin schreiben wollte oder über eine in Vergessenheit geratene Klopstock-Ode, war dazu herzlich eingeladen und wurde ermutigt. Nur geschah das mit dem Zusatz, dass aus Gedicht und Interpretation die Notwendigkeit der Lektüre aber bitte auch evident werden müsse – einem Ansporn, dessen Nutzen diese gesammelten germanistischen Feuilletonbeiträge zur deutschen Poesie eindrucksvoll sichtbar machen. Das konnte mit seinem Bonmot enden, dass ihn die Interpretation mehr überzeugt als Klopstocks Gedicht – oder mit der befriedigten Überraschung des rastlos Neugierigen, dass er da wohl einen Dichter, eine Dichtung unterschätzt habe. Und natürlich war auch für ihn jede Schreibart erlaubt außer der langweiligen.

Er, dem so oft seine Eitelkeit und sein Geltungswille vorgehalten wurden, konnte ein erstaunlich selbstloser Erzieher sein, ein Schulmeister, der es sich und seinen Zöglingen nicht leichtmachte – nicht den Germanisten, nicht den Kollegen vom Feuilleton und notabene auch nicht den so genannten einfachen Lesern. Wenn Samu-

### Gedenkfeier für Marcel Reich-Ranicki

Ulla Hahn begegnete Marcel Reich-Ranicki das erste Mal 1979, da war sie noch keine bekannte Lyrikerin, sondern Redakteurin bei Radio Bremen. Und als sie dem Kritiker auf Nachfrage gestand, selbst auch Gedichte zu schreiben, da entgegnete er ihr in seiner unnahmlichen Art: „Schicken Sie mal!“

Was aus diesen „Schicksalsworten“ folgte, wie Ulla Hahn dies gestern in der Frankfurter Paulskirche vor gut vierhundert Gästen erzählte, unter ihnen auch Sohn Andrew, war der Beginn eines Dichterlebens, das Marcel Reich-Ranicki bis zu seinem Tod begleitete. Ulla Hahn war eine der Redner bei der Gedenkfeier für den langjährigen Literaturkritiker dieser Zeitung, der am 18. September 2013 verstarb. Heute wäre er vierundneunzig Jahre alt geworden. Der Frankfurter Oberbürgermeister Peter Feldmann versprach, das Andenken an diese „große Persönlichkeit des zwanzigsten Jahrhunderts“ lebendig zu halten. Vierzig Jahre lang lebten und wirkten Marcel und Teofilo Reich-Ranicki in dieser Stadt. Frank Schirrmacher, Herausgeber des Feuilletons dieser Zeitung, erinnerte daran, wie der Kritiker seine Schaffenskraft mit siebzig Jahren noch einmal richtig entfaltete, als er mit dem „Literarischen Quartett“

Fernsehgeschichte schrieb und seine Erinnerungen als Überlebender der Shoah aufzeichnete. „Mein Leben“ ist heute Schullektüre und ein Bestseller in der ganzen Welt. Dass Reich-Ranicki sich mit siebzig verhielet, als wäre er dreißig, hatte einen Grund, sagte Schirrmacher: „Jedes Jahr, jeder Tag, der er und seine Frau lebten, war ein Triumph über Hitler und das Dritte Reich.“ Die Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger, die Reich-Ranicki 1967 in Ohio kennengelernt, erinnerte sich der vielen Gespräche über Literatur, das war wie eine „Sucht“. Er habe der Literatur die Leidenschaft zurückgegeben, sagte Klüger, die Leidenschaft zur Meinung, die Goebbel und die Nationalsozialisten den Deutschen ausgetrieben hätten. Die Rede von Rachel Salamander, Leiterin des Literaturforums dieser Zeitung, die von Marcel Reich-Ranicki die „Frankfurter Anthologie“ übernommen hat, drückten wir hier an dieser Stelle ab, ebenso die Würdigung von Heinrich Detering. Wie der Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung etwa, sprechen wir es ruhig aus, wollten ihn lieber doch nicht in ihren literarischen und germanistischen Reihen haben. Das war, das bleibt – um das mindeste zu sagen – traurig. Und ich bin gewiss nicht der Einzige, der es bedauert. Auch im Blick auf die vielen Preise, die der Vielgeehrte erhalten hat, fallen schon immer noch auch diejenigen ins Auge, die er nicht erhielt.

Viele haben es ihm gedankt, die Leser

sowiewegen, aber längst auch viele Germanisten, und nicht nur diejenigen, die er wendend und erzieherisch ins Blatt holte. Bei manchen blieben die Wunden zu tief, die der Umgang mit ihm auch schlagen konnte, bei anderen blieb die Skepsis gegenüber seinem Konzept von Literaturkritik, seinem Ton und seiner Rolle zu groß. Zu viele Mitglieder der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung etwa, sprechen wir es ruhig aus, wollten ihn lieber doch nicht in ihren literarischen und germanistischen Reihen haben. Das war, das bleibt – um das mindeste zu sagen – traurig. Und ich bin gewiss nicht der Einzige, der es bedauert. Auch im Blick auf die vielen Preise, die der Vielgeehrte erhalten hat, fallen schon immer noch auch diejenigen ins Auge, die er nicht erhielt.

Vieles war und ist da nicht mehr gutzumachen. Aber das Wiederlesen der Texte, das steht uns, den Germanisten, doch frei, das Wiederlesen ist ja unsere Aufgabe, es ist sozusagen unsere Natur – das Wiederlesen nicht nur der Texte, die er geschrieben hat (wie jetzt in Thomas Anz' Zusammenstellung von Reich-Ranickis deutscher Literaturgeschichte), sondern auch das Wiederlesen der Texte, die er herausgegeben, und derer, die er ermöglicht und ermutigt hat. Es könnte sein, dass man anschließend womöglich auch die eigene Fakultät und die eigene Akademie mit anderen Augen anschaut.

Marcel Reich-Ranicki – bitte erlauben Sie diesen letzten Chiasmus – brachte nichtgermanistischen Lesern und Liebhabern der Literatur bei, was für eine schöne, nützliche, die Erkenntnis und das Vergnügen steigernde Sache die Germanistik sein kann. Und er brachte den Germanisten bei, sich diese schöne und nützliche Wirkung nicht zu verscherzen. Für dieses Brückenbauen, meine Damen und Herren, schulden wir ihm Dank: wir, die Leser; wir, die Germanisten.

Heinrich Detering ist Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.